

Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, von Ernst v. Brunnow, Dresden und Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1839. I. Band S. VIII. und 278. II. Band S. IV. und 282. 8.

Der schon durch seine gesammelten „Dichtungen,“ die liebliche Novelle: „die neue Psyche,“ und mehrere kritische und andere Aufsätze den Freunden der Kunst auf das Vortheilhafteste bekannt gewordene Herr Verfasser rethet im „Vorworte“ die Gattung des historischen Romans, nennt als die Haupt-Idee, welche seiner historisch-romantischen Dichtung zum Grunde liege, „den Troubadourgeist,“ die fünf Elemente, von welchen die romantische Poesie ihren Ausgang nehme, „Dichtersinn, Rittermuth, Liebeschwärmerei, Glaubensinnigkeit und Sehnsucht nach einer paradiesischen Ferne,“ und hat dieß S. VI symbolisch also ausgesprochen:

„Ein Saitenspiel mit Immergrün,  
Vorinnen Ros' und Lilie blühen,  
Ein Schwert geschmückt mit Lorbeerkranz,  
Ein Kreuz umstrahlt von Sternenglanz,  
Und der Geliebten theures Bild  
In Himmelschönheit klar und mild,  
Und duftumhüllt ein Palmenland  
Umschlinget der Romantik Band.“

Da er eine genauere Kenntniß des von ihm behandelten Gegenstandes bei der Mehrzahl der Leser nicht voraussetzen konnte, so hat er eine Einleitung für nöthig gefunden, und giebt diese in der „historischen Vorhalle“ S. 3 — 28. Einzelne, in den Text verwebte altprovenzalische Lieder hat er aus den zwei bekannten Werken von Friedrich Diez\*) entlehnt; die übrigen Gedichte, so wie die, den einzelnen „Schilderungen“ — so werden die Abschnitte hier genannt — vorgesezten Motto's, sind sein Eigenthum. Als stylistische Form schien ihm mit Recht „kein gezielter“ Chronikensstyl, sondern möglichst einfache (doch dabei, wo es hingehört, höchst lebenvolle und malerische) „Rede die passendste, und dieß um so gewisser, weil die hier vorgetragene Handlung sich in der frühen Zeit eines nicht deutschen Landes bewegt.“

\*) „Die Poesie“ — und „Leben und Werke der Troubadours.“ Zwickau, 1826 und 1829.

In der „Vorhalle,“ welche von sehr fleißigen Vorstudien zeugt, begegnen wir nun den ritterlichen Sängern der Liebe und Tapferkeit; wir erblicken die prächtigen Hofhaltungen der Fürsten, die Minnehöfe der Damen, jene, dem Anscheine nach nur poetische Spiele, und doch in der Wirklichkeit, durch das gebietende Gesetz der Ehre, unglaubliche Macht übende Tribunale der Sitten und Courtoisie; die nicht allein dem Ritter, sondern auch dem Sänger, Preise spendenden Turniere; zuletzt die Kriegszüge nach dem heiligen Lande. Nach mancherlei Bemerkungen über die Provence und über die provençalische Sprache, über den Unterschied zwischen Jongleurs, d. i. bloßen Sängern und Musikanten, zuweilen auch überhaupt solchen, welche die edle Sangkunst bloß um des Erwerbs willen trieben (S. 9) und Troubadours, d. i. Selbsterfindern, oft auch Tonsetzern ihrer Lieder (S. 12), als deren erster Guillelm Graf von Poitiers und sein Freund Gbles, Vizgraf von Ventadour, genannt werden (S. 13), lernen wir den Minnedienst der Troubadours kennen, der freilich oft nur in conventioneller Courtoisie, doch zuweilen auch in sehr leidenschaftlicher, traurig endender Verehrung bestand, und werden auf den Unterschied der drei Hauptgattungen ihrer Gedichte, die Canzone, das Sirventes und die Tenzone, aufmerksam gemacht (S. 21). Endlich erfahren wir, daß wir in Ademar, der Hauptfigur des sich vor uns entfaltenden Gemäldes, keinen geschichtlich nachzuweisenden Troubadour, sondern zwar ein Geschöpf der Phantasie, als Repräsentanten alles Edlen und Schönen, was sich in den Troubadouren vereinigt hat, erblicken, aber nicht bloß aus der Lust ergriffen, sondern aus den damaligen (nach S. 20 vom J. 1181 bis mit 1191) Zeitverhältnissen hervorgehend. Außer einigen, gleichfalls erdichteten Sängergestalten, sind jedoch auch historisch begründete Troubadours und Jongleurs in das Bild mit aufgenommen, „welche die Wirklichkeit mit ihren Schattenseiten, im Gegensatz zum lichten Ideal, darstellen.“

Sehen wir nun zu den „Schilderungen“ selbst über, so können wir, um nicht statt eines vollblühenden, fruchtreichen Gartens, einen vom Herbst entblätterten zu zeigen, keinen Auszug der Fabel selbst liefern, sondern müssen

uns an einigen Hinweisungen und allgemeinen Bemerkungen begnügen. So erwähnen wir denn zuerst (Bd. I S. 65) „die Troubadourschenke,“ ein höchst ergötzliches Kleinbild, mit dem Motto:

„Wollt das Leben ihr verstehn,  
Müßt ihr frisch in's Aug' ihm sehn,  
Thut nicht mit der Wahrheit blöde,  
Echte Kunst ist keine Spröde,“ —

in welchem der Jongleur Frontignan, Ademars erster Meister, der genial-liederliche Troubadour Gaucelm Fridit mit seiner lebenslustigen und wohlgenährten Donna Guiliema Monja, der hagere, charlatanartige Raimon Vidal, der ernste Guiraut von Borneil, der freundliche Prior von Montaudon u. a., lauter wie nach dem Leben portraitierte Figuren, eine sehr belustigende Gruppe bilden. Wir verweisen auf die Schilderung der Waldenser Bd. I S. 265 und der Turnierpracht B. II S. 8 auf die ausführliche Beschreibung des Belagerungsgeschüßes des Mittelalters Bd. II S. 216. Wir können uns nicht versagen, wenigstens Einiges aus den begeisterten Worten des edlen Borneil Bd. I S. 157 anzuführen: „Wohl ist die Geschichte eine Riesin, die Völker vernichtet und Menschenwerke in den Staub tritt, doch die echten Schöpfungen des Geistes sind unsterblich und deshalb auch der Gesang des wahren Dichters. Sey es auch, daß eine spätere Nachwelt weder den Namen, noch die Lieder des verklärten Sängers kennt; seine Worte waren feuriger Saamen, der in tausenden von Herzen Wurzel schlug und als reiche Saat von Lichtgarben emporschoss, die immer wieder neue Saatkörner austreut und fortwirkt durch alle Zeiten. Sieh, so hat auch der Geist unserer Troubadourpoesie ein neues Leben entzündet etc.“

Richten wir unser Augenmerk auf die Haltung der Charaktere, so sind sie sämtlich mit fester Hand gezeichnet, und außer dem Haupthelden des Romans Ademar, der mit gleichem Eifer das Schöne und Große liebt und besingt, als es übt und vollbringt, zieht uns vorzüglich Bd. I S. 109 ff. die, keineswegs zu ihrem Nachtheil, an Schillers *Beatrice* erinnernde *Margarida* an. Eins von den, ihrem Preise gewidmeten Liedern (S. 233), dem ein ähnliches Bd. II S. 167 würdig zur Seite steht, sey uns vergönnt, als Beispiel der von dem Erzähler eingewebten, bald heitern, bald ernsten Gedichte hier mitzutheilen:

„Dich sing' ich Perle, Margaride,  
Die rein wie Bergkrystalle strahlt,  
Euch Augen, wo des Himmels Friede  
Im azurblauen Glanz sich mahlt,

Euch Wangen, frisch und rosenklar,  
Dich seidenweiches Lockenhaar,  
Dich demuthsvolle Huldgestalt,  
Dich Stimme, welche silbern hallt.

Gleich wie die Perle in dunkler Schale  
Der Muschel wächst zur Herrlichkeit,  
So blühest du im stillen Thale,  
Der klösterlichen Einsamkeit.  
Noch denk' ich an den Bonnetag,  
Wo unter weißem Myrtendach  
Im Nonnengarten heimlich traut  
Mein Auge dich zuerst geschaut.

O Perle, meinem Herzen theuer,  
Seit du mir Seel' und Leib verklärt  
Mit deines Wesens Himmelfeuer,  
Ist mir das Paradies bescheert;  
Die Liebe giebt mir frohen Muth  
Und Sangeskraft und Dichtergluth;  
Sie macht mich kühn und hochgesinnt,  
Zum Helden, der den Sieg gewinnt.

Du Perle, laß in deinem Scheine  
Mich weilen heut und immerdar;  
Du bist die Heilige, die Reine,  
Mit dir ist Gottes Engelschaar;  
Dir, aller Frauen Königin,  
Nur dir allein gehört mein Sinn,  
Mein Herz und meine Dienstbarkeit  
Auf Erden und in Ewigkeit!“

Auch ist die Erfindung, wie Ademar dieß in einen Blumenstrauch verborgene Minnelied durch eine Rose, mit den ihr eingelernten Worten, überreichen läßt:

„Blumen kann ich dir nur senden,  
Nimm die stummen Boten hin,  
Nimm sie hin aus treuen Händen,  
Tief im Innern liegt der Sinn.“

ungemein zart und gefällig.

Mit gleicher Vollendung, wie die Hauptfiguren, sind auch die übrigen auftretenden Schönen, vorzugsweise die liebeglühende *Suleika* (Bd. II S. 532 ff.), wie *Margarida* der himmlische, so sie der irdische Gros, wenn jene die Psyche, diese die Hebe, doch deshalb nichts weniger von so hoher Liebenswürdigkeit, daß wir ihr Schicksal betrauern, *Ermengarde* von *Marbonne* (Bd. I S. 80), *Abelasia* von *Marseille* und ihre muthwillige Schwägerin *Mabille* (Bd. I S. 146), die blendende *Garcinde*, die wir, obwohl beleidigtes Weib, vielleicht durch ihre übrigen Vorzüge bestochen, doch Bd. II S. 31 fast allzutief in Bosheit versunken finden, nicht weniger die Charaktere der Männer, z. B. Bd. I S. 277 *Rascet*, der Spion des Burgvoigts *Gaston*, dieser selbst, und der heuchlerische Mönch *Dnuphrius* Bd. II S. 40 gezeichnet.

Da offner Tadel das Lob nur bewähren kann, so stellen wir nicht in Abrede, daß wir in der zweiten Strophe des oben mitgetheilten lieblichen Liedes den, wenigstens uns mißtrönenden Reim: „Bonnetag“ und „Myrtendach“ hinweggewünscht hätten, was für den, eben so kunstfeifrigen, als kunstgewandten Dichter gewiß das Werk eines Augenblicks gewesen wäre, und daß wir, wie diesen einzigen Uebelklang, so auch nur einen einzigen Druckfehler, nämlich Bd. II S. 288 das Wort: Sylamore einmal falsch gedruckt gefunden haben. Auch wird, — eine ähnliche Kleinigkeit! — dem Ademar Bd. I S. 260 als Schildzeichen Hammer und Schwert gekreuzt in rothem Felde ertheilt, nach Bd. II S. 10 aber führt er Hammer und Streitart in kreuzweiser Stellung als solches.

Die, den einzelnen Abschnitten vorgesezten Motto's enthalten ungemein viel Frisches, Nettes und Sinniges, z. B. Bd. I S. 40.

„Wie der Schmetterling schwebt aus der Puppe Sarg,  
Welche lang und streng den geflügelten barg,  
So flieget der Genius, sprengend die Ringe,  
Zur Freiheit hinaus mit entfalteter Schwinge.“

S. 251.

„Zu Ros, zu Ros, die Trompete klingt,  
Hinaus ins Feld, wo der Sieg dir winkt!  
Wohl starret der spitzige Lanzenwald,  
Der Schwerthieb klirrend am Schild erschallt,  
Scharfzackig wüthet der Morgenstern  
Und die Schleuder sendet den Wurf von fern!  
Du aber zitterst nicht, Troubadour,  
Die Liebe führt dich zur Schlachtenflur,  
Denn Bruder und Schwester sind Lieb und Ruhm,  
Ihr Leben und Tod ist Seligthum!“

und, mit Bezug auf die reizende Morgenländerin *Suleika*, Bd. II S. 225.

„Tiefglühend, wie der indische Rubin,  
Süßduftend wie arabischer Jasmin,  
Weichtrauernd bald, wie Babyloniens Weide,  
Und bald, wie Persiens Rose, Bild der Freude,  
Umleuchtet von dem zauberischen Glanz,  
Der an der Feuerquellen Heiligthume  
In warme Strahlen tauchet Palm und Blume,  
So steht sie da, des Orients Tochter ganz.“

Wer zuweilen gern aus dem Treiben der Welt in das Land der Dichtung flüchtet, wem Kunst und Wissenschaft Freundinnen und Trösterinnen einsamer Stunden sind, wen die, in so manchen neuen Romanen und Novellen absichtlich zur Schau gestellten Barbareien und Grausamkeiten, wobei man das Leben nur auf der Folter fühlt, anwidern, der wird mit Befriedigung unserm

geistreichen, hochgeachteten Erzähler in die schönen provençalischen Fluren folgen, und in diesem Buche Belehrung, Erheiterung und reinen Genuß finden.

F. Kind.

Die neue romantische Schule und ihre Repräsentanten, von Max. Jos. Stephani. Leipzig, bei Kupfer. 1838.

Die Hast mit welcher der Zeitstrom enteilt, scheint in unseren Tagen sich bei weitem mehr in dem Gebiete der Poesie als in dem der Politik zu bethätigen, ja es ist dem Zuschauer kaum mehr möglich allen den sonderbaren Strudeln und Wirbeln mit dem Auge zu folgen. Welche Erscheinungen in der Literatur haben wir erlebt, seit in Berlin auf dem Gensdarmesmarkte in der Stehelschen Konditorei die Ironie erfunden wurde, bis zu dem merkwürdigen Tage an welchem die Insel Helgoland eine welthistorische Bedeutung erhielt, ja so zu sagen zum zweitenmal entdeckt wurde, wir meinen als Hr. L. Wienbarg — wie ausführlich in der eleganten Zeitung zu lesen — mit bloßem Halse, und blonden Haares quer über die besagte Insel hinging! (Leider hören wir daß dieses interessante Factum noch nicht vollkommen historisch feststeht, indem achtungswerthe Männer behaupten wollen, er sey nur über die halbe Insel mit bloßem Halse gegangen, indem er die Kravatte wegen der an dem Tage stattfindenden Wärme, erst gegen das Ende des merkwürdigen Ganges losgemacht, und in die Rocktasche gesteckt; ein Umstand, der, wenn er nicht bei Zeiten festgestellt werden sollte, den spätern Historiographen der Insel, wenn der alte rothe Felsen längst in die Fluthen versunken ist, noch verzeufelte Rüsse zu knacken geben wird.) Wir können behaupten eine ganze Weltliteratur in dieser Zeit vor unsern Augen entstehen, und verenden gesehen zu haben. Ein neues Evangelium — das des Fleisches — ward verkündigt:

„Da kam der Menzel rauh und kalt  
Ergriff des Freundes zärtliche Gesicht.“

Schlug ihn an's Kreuz, begrub ihn unter einem Flötenkonzert, wo das Publikum das Orchester machte, und leidet heut noch nicht, daß eine mitleidige Hand den Stein vom Grabe wälze, weshalb auch alle Auferstehungsversuche bis dato fehlgeschlagen sind. — Wir sahen später ein merkwürdiges literarisches Gastmahl, ein Zweckessen — welches man indeß nach dem Erfolge später ein Zweckeneffen hätte nennen können. Alles war so schön bestellt und eingerichtet, der Braten, der Wein, die Toaste und der Zweck. Deutschland sollte mit Rührung und Erstaunen sehen, wie sich das Feld der verhegel-

ten Poesie, mit dem durch die Wuth des Menzelschen Gewitters so total verhagelten zu einem schönen Paradiesgärtlein, wo bloß Lob- und Danklieder erklingen, vereinbaren ließe, das unverständige, anerkennungs-karge Publikum sollte wissen wen es künftig zu bewundern, mit größter Aufmerksamkeit zu betrachten, zu verehren, zu schonen, ja vielleicht zu vergöttern habe, es sollte für ein Jahrhundert ein Markstein in Mitte des Paradiesgärtleins aufgerichtet werden aber:

Dies irae dies illa  
Solvat saeculum in favilla!

Eris hatte ein Apfelschen auf den Desertteller practiviren lassen. Der, welcher ihr die Hand dazu lieh, hatte keine Hoffnung bewundert, beaufmerksam, verehrt, selbst vorkommenden Falles nicht einmal geschont zu werden, er war ja kein Heroß, er war bloß ein Dichter, aber — Eris mochte sich deshalb mit Apoll, gegen dessen heiligen Geist eben gesündigt werden sollte, verständigt haben — der Dichter fühlte etwas das sich wie ächte Inspiration aussprach, er schleuderte feck den Apfel, und man sagt er habe zum Andenken dieses Tages ein ächtes, auf dem Olymp gewachsenes Lorbeerblatt, von dem Gastmahl mit nach Hause genommen! — Wir haben nach dem erwähnten Zweckessen einen Krieg entstehen sehen, einen Bruder- und Bürgerkrieg! Der Kampf wird heftig geführt, Schwerdt- oder vielmehr Peitschenschläge fallen und knallen, der Drang ist groß, man sieht nur die Hände und Ohren der Kämpfer aus dem Gewühl ragen: Du bist kein Dichter! Du bist Nichts! so tönt es herüber, hinüber, aus dem Munde der Streiter, und — das Publikum mild und gutmüthig wie immer, will die erzürnten Gemüther besänftigen, will Frieden stiften, und ruft dazwischen: „Um Gotteswillen Kinder, haltet Ruhe! Es ist ja gar kein Grund zum Todschlagen vorhanden. Ihr habt Alle recht; Einer wie der Andere. Ihr seyd Nichts!“ — Hoffentlich — wir sind von jeher dem Optimismus zugethan gewesen — wird auch diese Fehde sich in Wohlgefallen auflösen, die Fahne mit dem Kapau nicht immer zum Kampfe wehen, ja es werden sich die bessern Kämpfen am Ende unter dem Banner, das den Schwan als Symbol führt, sammeln. —

Was das Buch anlangt, das wir zu beurtheilen haben, so ist es gegen Heine und seine Epigonen gerichtet. Der Verfasser kämpft gegen die bekannte Kameraderie, und die von ihr aufgestellten Vernichtungstheorien. Als die Grundlehren des — bereits wohl als begraben, und vermodert zu betrachtenden — jungen Deutschlands, welches jetzt selbst dessen Begründer verleugnet haben, und

in kurzem den, der sie dazu rechnen will, mit Injurienprocessen verfolgen werden — stellt der Verfasser folgende auf:

1) Es ist Unsinn sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungestört gängeln zu lassen, was unwisende Schüler einem großen Meister nachsahen.

2) Staat, Recht und Gesetz, sind einseitige Resultate der Willkühr und Partei, die bloß vom Bahnweis eines für unverleglich gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind.

3) Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditions-gut, das man abwerfen müsse, wenn man die Menschheit zu höherer Kultur, und Vollkommenheit fördern wolle.

4) Alles wissen macht dumm und unglücklich.

Wir haben die Schnurre mit dem „jungen Deutschland“ zwar insofern als sie uns als ein Zeichen der Abgeschmacktheit, und der von dieser herrührenden Arbeitsscheu und Unlust eines Theils unserer Jugend erschien, für ein beklagenswerthes Symptom einer vorübergehenden Zeitkrankheit gehalten, die Krankheit selbst aber nicht gefährlicher, wie einen etwas hartnäckigen Schnupfen, also als ziemlich unschädlich betrachtet, und deshalb das bittere Decoct, welches man den Patienten, anstatt des ihnen vielleicht nützlichen Bittmannschen, zum Verschlucken gereicht, für ziemlich überflüssig gehalten. Ueberhaupt hatte die neue Epidemie das Eigene an sich, daß starke gesunde Naturen nur selten davon befallen wurden. So wie der Borkenkäfer sich nur in Bäume einbohrt wo er Dürre oder innere Fäulniß merkt, den markigen kräftigen Stamm aber verschont, so kann der gesunde lebenskräftige Jüngling sich wohl einmal zu Ausschweifungen hinreißen lassen, aber er wird niemals an der in ein System gebrachten raffinirten Lüderlichkeit Gefallen finden, oder wenn er durch Verführung hineingerieth, darin verharren. Jetzt aber ist die Zeit jenes Schnupfens wohl ziemlich vorüber. Wir kennen die Vorzüge und die Schwächen Heines, so wie die Nichtigkeit seiner Nachtreter durch und durch, kein Mensch verklagt mehr das junge Deutschland, ja es schämt sich vor sich selbst, warum nun noch ein Buch über so abgemachte Dinge schreiben? — Ohnehin scheint es uns als ob das Buch mindestens vor Jahr und Tag verfaßt, und dessen Druck ziemlich verspätet worden sey. Es ist manches Gute und Wahre darin enthalten, aber der Moment wo es gesagt werden mußte, ist — wir wiederholten es — bereits verflöhen. Vor zwei Jahren war es an der Zeit, der Krage die Schelle anzuhängen, jetzt aber wo man ihr den Schwanz gestutzt hat, kann man die Jagd immer einstellen. — Uebrigens sind wir weit entfernt Alles zu unterschreiben was der Verfasser sagt. Laube thut er sicherlich zu viel. Es ist jetzt gewissermaßen Mode geworden über diesen Schriftsteller herzufallen, wir hoffen indeß daß er es sich nicht sehr zu Herzen nehmen wird. Talentvoller — und vor allem klüger — ist er wenigstens als seine ehemaligen Freunde und jetzigen Gegner. — Uebrigens lohnt es sich immer die kleine Schrift einmal zu durchlesen.

G. v. Wachsman n.